

JESSICA BERNETT



ELAYNE

RABENKIND

STERNENSÄND VERLAG

Elayne (Band 1): Rabenkind

Eine Prophezeiung, der sie nicht entkommt. Eine Bürde, die sie kaum tragen kann. Eine Liebe, zart, zerbrechlich und bedroht von Lügen, Intrigen sowie dem Spiel der Macht.

Die junge Elayne von Corbenic wächst im Norden Britanniens in einer düsteren Festung auf. Ihr Vater, König Pelles, ist besessen von einer Vision, die Elaynes Mutter kurz vor ihrem Tod gehabt haben soll. Demnach wird Elayne die Mutter des größten Helden aller Zeiten. Dafür opfert der König alles: das Wohlergehen seines Volkes und die Liebe seiner Tochter.

Die Autorin

Jessica Bennett wurde an einem sonnigen Herbsttag im Jahr 1978 als Enkelin eines Buchdruckers in Wiesbaden geboren. Am liebsten würde sie die ganze Welt bereisen und an jedem Ort einige Monate verbringen. Aktuell lebt sie mit ihrem Mann, ihren beiden Kindern und zwei Katzen in Mainz.

Sie liebt starke Frauenfiguren, die sie in spannende Geschichten verwickelt, und tobt sich in allen Bereichen der Fantasy aus, von historischer Fantasy über Urban Fantasy bis hin zur Science Fantasy. Wenn sie nicht gerade mit ihren Kindern in Abenteuern versinkt, schreibt oder von neuen Geschichten träumt, tummelt sie sich mit Vorliebe auf Conventions, um sich mit Gleichgesinnten über Lieblingsserien, Filme und Bücher auszutauschen.

Jessica Bennett

ELAYNE



BAND 1: RABENKIND

Historische Fantasy

 STERNENSAND

www.sternensand-verlag.ch | info@sternensand-verlag.ch

1. Auflage, März 2018

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2018

Umschlaggestaltung: Juliane Schneeweiss | julianeschneeweiss.de

Lektorat: Sternensand Verlag GmbH | Martina König

Korrektorat: Jennifer Papendick

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-77-7

ISBN-10: 3-906829-77-7

Für die traurige Seele
einer Dreizehnjährigen

1

VEDA



Das Ritual der Bindung

Der Nussbaum lächelte. Elayne kniff die Augen zusammen und versuchte, genauer hinzusehen. Doch, sie war sich sicher: Er lächelte. Natürlich hatte er keinen Mund, keine Lippen, die sich wie die Sichel eines Halbmondes nach oben biegen konnten. Auch waren da keine Wangen, die sich zu kleinen Äpfeln formten, und keine Augen. Der Baum hatte kein Gesicht. Kein menschliches zumindest.

Sie legte den Kopf schief. Eine Strähne ihres schwarzen Haares fiel ihr in die Stirn und sie strich sie hinter ihr Ohr. Ja, auch so konnte sie es sehen. Wie zart sich die grünen Blätter im ersten

warmen Hauch des Frühlings bewegten. Wie majestätisch sich der alte Baum über der Hochzeitsgesellschaft aufrichtete, die sich unter ihm versammelt hatte. Das Blätterspiel des heiligen Baumes ließ kleine Schatten und Sonnenstrahlen über das Paar tänzeln.

Elayne sah ihren Großvater an, der neben ihr stand. Ob er es ebenfalls sah? Doch sein liebevoller Blick galt allein dem Brautpaar, obwohl auch über sein bares Haupt und die buschigen Augenbrauen das Schattenspiel der Blätter zog.

Veneva und Ened hielten sich an den Händen, hatten nur Augen füreinander. Wie wunderschön Elaynes Ziehschwester aussah. Die grüne Farbe und die golden bestickten Borten ihres Gewandes passten sehr gut zu Venevas grüngelben Augen. Auf ihren langen rötlichen Locken trug sie einen Kranz aus Frühlingsblumen.

Ihr Bräutigam war ein zurückhaltender junger Mann von schmaler Gestalt. Die Farbe seines Haares ähnelte dem Braun der Baumrinde. Und mochte sein Äußeres auch keine Besonderheiten aufweisen, war der Blick seiner grauen Augen doch voller Güte und Wärme.

»Hebt nun eure rechten Hände«, bat die Dorfälteste Muirne und das Paar tat wie geheißen. Mit einem neuen roten Stoffband umwickelte sie die ineinander verschränkten Hände.

Ihre eigene Haut war alt und runzelig. Generationen von Dorfbewohnern hatte sie bereits das Band der Ehe umgelegt.

Dann hob sie lächelnd den Blick und sah über die Menschen hinweg, die sich im Halbkreis um das Brautpaar herum aufge-

stellt hatten. Alle Bewohner Glannoventas waren anwesend und auch die Eltern und Verwandten Eneds, die in einem Dorf weiter südlich wohnten, waren gekommen.

»An diesem heiligen Ort, bezeugt von all euren Freunden und Verwandten, bindet ihr euch heute aneinander. Für das Leben, in Tag und Nacht.« Muirne legte ihre Hand auf die der beiden. »Versprecht ihr, eins zu sein, euch treu zu sein und füreinander zu sorgen, für all die Tage, die euch noch bevorstehen?«

»Wir versprechen es«, sagten beide gleichzeitig, sich ansehend, als seien ihre Seelen bereits fest miteinander verbunden.

Muirne nickte zufrieden.

Venevas älteste Schwester brachte einen Steinkrug und einen Becher. Auch sie trug ihr bestes Gewand, dessen gelbbrauner Ton zur rötlichen Farbe ihres gewellten Haares passte.

Nachdem die Priesterin des Dorfes das Band wieder gelöst hatte, übernahm sie Krug und Becher, um sie feierlich an Veneva zu übergeben.

Die Braut schenkte den roten Met ein und hielt ihn dem Bräutigam entgegen. »Möge dein Durst stets gelöscht werden.«

Ihre Stimme klang so feierlich, dass Elayne eine Gänsehaut verspürte.

Der frisch angetraute Mann nickte, nahm den Becher und trank ihn in wenigen Zügen aus, ohne ihn abzusetzen. Venevas Schwester übergab ihm nun einen kleinen Laib Brot, den er teilte.

»Möge dein Hunger stets gestillt werden«, sprach er, während er seiner Braut einen Teil des Brotes reichte.

Elayne hörte den Magen des Großvaters knurren. Der alte Mann lächelte sie verlegen an. Sie nahm seine Hand, deren Haut von vielen Sommern geerbt war und deren Knochen sich so dürr und hart anfühlten wie die abgefallenen Zweiglein des Nussbaums.

Dem Brautpaar wurde eine Schale gereicht, in der sich Getreidesamen befanden. Diese verstreugend, schritten sie um den Stamm des Baumes, während sie ihr Gelübde beendeten: »Möge unsere Verbindung fruchtbar sein und das Leben durch uns fortschreiten.«

Die Dorfälteste nickte Großvater zu.

»Ah, nun bin ich an der Reihe«, sagte dieser leise, tätschelte Elaynes Hand, als er sich von ihr löste, und trat vor, um Muirnes Platz einzunehmen.

Lächelnd sah er in die Runde. Er räusperte sich, doch als er sprach, klang seine Stimme kräftig und voller Überzeugung.

»Wir können unser ganzes Leben lang danach streben, Gutes zu tun. Wir können nach unseren Gesetzen leben, der treueste und ehrbarste Mensch werden. Doch was wäre all das ohne die Liebe? Es ist die Liebe, die dieses Leben erfüllt. Wir sehen sie in den Augen unserer Kinder. In den Herzen der uns Vermählten. Und in dem Stolz unserer Eltern. Wir sehen sie am ersten Frühlingstag, wenn die Sonne das Grau des vergangenen Winters durchbricht. Im Sommer in der Pracht der Blüten und der süßen Früchte. Im Herbst, wenn die Ernte eingebracht wird. In der ersten Schneeflocke des darauffolgenden Winters. Die Liebe ist das höchste Geschenk, das uns Gott geben konnte. Und sie ist

das höchste Gebot. Dieses Geschenk gilt es, zu schätzen und weiterzugeben. Wenn wir in Liebe handeln, tun wir Gottes Werk und vollenden seinen Willen.«

Er atmete tief ein und breitete die Arme aus. Die Sonnenstrahlen, die durch das Blätterdach des Nussbaums fielen, bündelten sich in der Mitte seiner Handflächen.

»Halten wir dieses Geschenk in Ehren. Lasst uns danach leben. Lasst uns heute die Liebe feiern, die Veneva und Ened geschenkt wurde, denn sie ist wahrhaft göttlich.« Eine kurze Pause entstand, bevor er die Hände wieder faltete und dem Brautpaar lächelnd zunickte. »Meine Glückwünsche, ihr beiden, und Gottes Segen.« Er ging auf das frisch vermählte Paar zu und küsste zunächst die Braut und dann den Bräutigam auf die Stirn.

Veneva und Ened reichten einander erneut die Hände. Als sie sich endlich küssten, klatschten die anwesenden Gäste und riefen ihnen Glückwünsche zu. Einer nach dem anderen trat zu den beiden, um sie zu umarmen und zu küssen.

»Du siehst wunderschön und glücklich aus«, lächelte Elayne, als sie zu ihrer Freundin kam. Sie drückte sie fest.

»Vielen Dank, Elayne.« Veneva erwiderte ihr Lächeln freudestrahlend. »Danke auch für diese wunderschöne Tunika.« Sie strich ehrfürchtig an ihrem schlanken Körper hinab.

Sie wusste, dass es ein Kleid aus der Truhe war, in der die Habseligkeiten von Elaynes Mutter aufbewahrt wurden. Kein Mädchen aus dem Dorf hatte je einen solch kostbaren Stoff getragen.

»Ich werde sie wahrscheinlich sowieso nie selbst tragen. Und dir steht sie viel besser«, winkte Elayne ab. »Bitte behalte sie. Sie ist ein Hochzeitsgeschenk.«

»Ich danke dir so sehr.« Veneva erwiderte ihre Umarmung und zwinkerte ihrer Ziehschwester dann zu. »Ich werde sie zu deiner Hochzeit tragen.«

Jetzt lachte Elayne und hielt ihre Freundin an beiden Händen. »Falls ich jemals heirate, würde ich mich sehr darüber freuen«, flüsterte sie.

Danach umarmte sie auch Ened, der im ersten Moment schüchtern wirkte. Er wusste noch immer nicht, wie er mit Elaynes königlicher Abkunft umgehen sollte.

»Vielen Dank, hohe Dame. Danke für deine Anwesenheit und die Geschenke.« Seine wachen grauen Augen wechselten unsicher von ihr zu seiner Braut.

»Nenn mich einfach Elayne«, bat sie und sah ihn freundlich an. »Jeder im Dorf nennt mich so. Ich gehöre hierher, wie Veneva selbst, und sie ist wie eine Schwester für mich, da ihre Mutter meine Amme ist.«

Er lächelte und Elayne freute sich, dass Veneva einen so liebenswürdigen Mann gefunden hatte. Und noch mehr darüber, dass die beiden Corbenic als ihre Heimat gewählt hatten. Zwar würde Veneva nun nicht mehr in der Festung leben, in der sie gemeinsam aufgewachsen waren, aber sie blieb dennoch so nah, dass sie sich jeden Tag sehen konnten.

Elayne hoffte sehr, dass ihre Ziehschwester noch Zeit für sie haben würde, nun, da sie verheiratet war.

Sie vermisste schon jetzt jene kleinen Geheimnisse, die sie als Kinder geteilt hatten, wenn sie Gebäck aus der Küche stibitzte und sich im Wald Geschichten von Helden und Ungetümen ausgedacht hatten.

Elayne suchte ihren Großvater und fand ihn auf der anderen Seite des Nussbaums in ein Gespräch mit Venevas Mutter vertieft.

»Du kannst stolz sein, Brisen«, sagte er gerade. »Alle sechs Töchter sind nun mit guten Männern verheiratet.« Er legte sich seinen Umhang über die Schultern, da der Westwind auffrischte.

Elayne half ihm dabei, die Fibel zu befestigen, die zwei ineinander verschlungene Fische darstellte.

»Ob die Männer alle gut sind, wird sich zeigen.« Elaynes Amme lachte ihr tiefes, herzliches Lachen.

Trotz der acht Kinder, die sie geboren hatte, war sie von schlanker Gestalt. Ihre einzigen beiden Söhne waren verstorben, der eine bei der Geburt, der andere im letzten Winter, der so vielen im Dorf und in der Festung das Leben gekostet hatte. Brisens helle Wangen leuchteten und die Fröhlichkeit in ihrem Wesen wirkte ansteckend.

Elayne ging zu ihrer Amme und drückte sie fest.

Brisen küsste sie auf das schwarze Haar, das sie heute früh zu einem Kranz geflochten hatte. »Jetzt fehlt nur noch diese Kleine hier, dann habe ich mein Werk vollbracht«, bemerkte sie in mütterlichem Tonfall.

Nun war es am Großvater, zu lachen. In seiner Stimme klangen Güte und Erfahrung. »Kinder bleiben Kinder, egal wie groß sie werden und ob sie ihr eigenes Haus führen. Die Sorgen bleiben. Dein Werk wird nie vollendet sein.«

»Ich bleibe dir ewig erhalten, liebste Brisen«, meinte Elayne und löste sich von ihr. »Vater hat zum Glück überhaupt kein Interesse daran, mich zu verheiraten.«

»Gut so«, brummelte der Großvater. »Du bist noch ein Kind und wir wollen dich bei uns behalten.«

»Ich bin fünfzehn, nur einen Monat jünger als Veneva«, widersprach Elayne.

»Bist du sicher?« Großvater tat so, als müsse er nachrechnen. »Es kommt mir wie gestern vor, dass du mit Honig verschmier-ten Fingern in der großen Halle herumgerannt bist und auf meinen Schoß gekrabbelt kamst.«

Elayne hakte sich bei ihm unter. »Ganz sicher. Kommt, ihr beiden, sonst verpassen wir noch das Fest im Dorf.«

Die Hochzeitsprozession hatte sich in Gang gesetzt, um von den Hügeln hinunter in die Bucht zu schreiten. Einer der jüngeren Männer spielte Flöte, ein anderer Trommel, und so zog die Gesellschaft lachend und tanzend ins Dorf ein.

In der Mitte des Dorfplatzes war das Feuer errichtet worden, man hatte Bänke aufgestellt und die Häuser mit bunten Stoffbändern und Blumen geschmückt. Ein riesiger Kessel voller Eintopf wartete dort, aus dem es köstlich duftete. Eine Ziege war geschlachtet worden, das Fleisch köchel- te mit Gemüse und

wurde von Brisen, die sich selbst um das Festmahl gekümmert hatte, mit Schnittlauch abgeschmeckt.

Nach dem Essen überreichte der Vater des Bräutigams sein Geschenk, einen stattlichen Hammel, denn die Männer in Eneds Familie waren seit vielen Generationen Schäfer. Venevas Bräutigam würde die Tradition fortsetzen und eine eigene Herde aufziehen.

Elayne wusste nicht, welchen Preis man für ein solches Tier zahlen musste, doch die sprachlose Freude des jungen Mannes ließ sie ahnen, dass das Tier sehr wertvoll war.

Eneds Mutter, von der er ganz offensichtlich die hagere Figur und die grauen Augen geerbt hatte, überreichte einen eigenen Kessel für die junge Familie.

Brisen hatte die Aussteuer seit einigen Wochen zusammengestellt: Kleidung, Decken, Geschirr aus einfachem Ton. Dem Brautpaar würde es an nichts fehlen.

Elayne freute sich so sehr über all die Liebe, mit denen man ihre Freundin und deren Gemahl beschenkte. Nichts anderes hatten die beiden jungen Menschen verdient.

Umso lauter wurde jedoch jene kleine Stimme in ihr, die hauchte, wie bitter es war, dass Elaynes Vater nicht an den Feierlichkeiten teilnahm. Das Dorf versorgte die nahe gelegene Festung, in welcher König Pelles regierte, stetig mit Lebensmitteln und die Bewohner halfen ihrem Herrscher auch sonst, wenn Not am Mann war. Es wäre nur gut und recht gewesen, dass Elaynes Vater sich bei Hochzeiten seiner Untertanen blicken ließ. Zumal Veneva zusammen mit Elayne in der Festung aufgewachsen war

und dem König treu gedient hatte, ebenso wie Brisen es heute noch tat.

Doch seit dem Tod von Elaynes Mutter trauerte der König. Seit acht langen Jahren. Deshalb nahm er an keinen Festlichkeiten mehr teil, sondern verschanzte sich in der Festung und lebte in seinen Erinnerungen.

Musik spielte auf und riss Elayne aus ihren Gedanken. Die Menschen erhoben sich von den Bänken und klatschten im Takt, während das Brautpaar in ihre Mitte schritt und begann, zu Flöte und Trommel zu tanzen. Wie es Brauch war, nahm der Bräutigam sodann die Brautmutter und anschließend Venevas Schwestern zur Hand. Elayne lachte erfreut, als er schließlich zu ihr kam und sie mit einer zaghaften Verbeugung zum Tanzen aufforderte.

Die Sonne blieb ihnen lange erhalten und sanfte Wellen wogten an den Strand der Bucht, in der das Fischerdorf lag.

Der Tag verging viel zu schnell. Bald näherte sich die Sonne dem Horizont und tauchte das Meer in goldenen Schein. Elayne begab sich zu ihrem Großvater, der auf einer der Bänke saß und nun zu ihr hochsah.

»Wir sollten uns auf den Heimweg machen«, sagte sie sanft und lächelte. Ihre Wangen waren vom vielen Tanzen und Lachen gerötet. »Sonst brechen wir uns in der Dunkelheit ein Bein in den Kaninchenlöchern.«

»Sehr umsichtig, meine Kleine.« Großvater tätschelte ihre Hand und ließ sich von Elayne aufhelfen. »Oh, ich hätte auch

tanzen sollen«, ächzte er, während er sich an ihrem Arm abstützte. »Meine alten Knochen vertragen das Herumgesitze nicht.«

»Hm, die Großmutter des Schmieds ist im letzten Winter Witwe geworden«, grinste Elayne und hob vielsagend die Augenbrauen. »Sie hätte sich bestimmt gefreut, mit dir zu tanzen.«

»Wir gehen wohl doch lieber«, brummte ihr Großvater und zog sie von der Bank weg.

Elayne lachte und gemeinsam verabschiedeten sie sich von dem Brautpaar und den anderen Gästen, um in die Festung zurückzukehren.

Brisen blieb in dieser Nacht in Glannoventa. Die Verbindung ihrer jüngsten Tochter musste ausgiebig gefeiert werden.

Die Stimmen und die Musik des Dorfes hallten noch lange hinter Elayne und ihrem Großvater nach, während sie den Hügel hinaufliefen, hinter dem der Pfad begann, der sie zu ihrem Zuhause führte.

»Du bist so still, meine Kleine«, bemerkte er nach einer Weile und sah sie an. Sie befanden sich bereits auf Augenhöhe, da Elayne im letzten Jahr noch einmal gewachsen war. »Woran denkst du? Bereitet es dir Kummer, dass dein Vater keine Anstalten macht, einen Mann für dich zu finden?«

Elayne schüttelte den Kopf und seufzte leise. »Nein, nicht wirklich. Ich habe an die Zeremonie gedacht. Sie war sehr schön.«

Großvater nickte, während er ihr einen Arm um die Schultern legte. »Ja, das finde ich auch. Ein sehr schöner Tag für eine Hochzeit, die Freude der Menschen war allgegenwärtig.«

»Großvater?«

»Ja?«

»Ich glaube, Gott hat gelächelt, als er uns sah. Ich habe es in dem Baum gesehen.«

Er drückte ihre Hand ganz fest. »Das ist wirklich ein sehr schöner Gedanke, mein Liebstes.«

2

HEN OGLEDD



Der Alte Norden

Leichter Nieselregen fiel auf Elaynes rabenschwarzes Haar, als sie hinaus auf die Wehrmauer trat. Er machte ihr nichts aus, sie war ihn gewohnt, wie auch den Wind, der von ihrem Umhang Besitz ergreifen wollte. Sie schlang das ungefärbte Stück Wolle enger um sich und hielt Ausschau nach ihrem Vater.

Der König stand auf der Brüstung, gekleidet in eine alte blaue Tunika. Kein Umhang, keine Kapuze schützten ihn vor dem Regen. Sein Blick war stur auf die Ebene gerichtet, die sich vor seiner Festung ausbreitete. Jenseits der äußeren Mauer lagen

Wiesen und Haine, bevor das Gelände westlich zum Meer abfiel und sich nordöstlich tief bewaldete Hügel erhoben.

»Wir bekommen Gäste«, erklärte er knapp, als Elayne neben ihn trat.

Sie folgte seinem Blick, konnte aber im Dunst des Nieselregens niemanden ausmachen. »Komm mit rein, sonst bist du gleich ganz durchnässt«, bat sie sanft.

Darauf ging er nicht ein. »Gib Brisen Bescheid und suche deinen Großvater.«

Sie versuchte noch immer, in der Ferne die Besucher auszumachen. »Wen erwarten wir?«

»Ich weiß es nicht«, gestand König Pelles, ohne sie anzusehen.

Elayne hatte einen traurigen Verdacht. Ob ihre Mutter ihm wieder im Traum erschienen war? Es war nicht das erste Mal, dass ihr Vater etwas wusste, bevor die Situation eintrat. Dann rückte sein Blick in die Ferne, er war für niemanden ansprechbar.

Elayne eilte zurück in die große Halle. Sie hatte keine Ahnung, wann die Gäste eintreffen würden. Besser war es, sich direkt vorzubereiten.

»Brisen!«, rief sie und ihre Stimme hallte zurück.

Sie konnte sich an Zeiten erinnern, als Corbenic stets gut besucht gewesen war, von edlen Herren und ihren Damen, Kriegern, Dienstboten und Barden. Damals war sie ein Kind gewesen ... und ihre Mutter hatte noch gelebt. Seit ihrem Tod waren

die Besucher ausgeblieben. König Pelles zog sich zunehmend zurück, er legte kaum mehr Wert auf Gesellschaft.

Heute aber schien er sich sogar auf die Besucher zu freuen, sonst hätte er sich längst in sein Gemach zurückgezogen und seiner Tochter und ihrer Amme den Empfang der Gäste überlassen.

Brisen kam aus einem Nebenraum in die Halle geeilt. »Kind, was schreist du so?« Sie hatte ihr blondes Haar zu einem wirren Knoten gebunden. Nur die Sorgenfalten in ihrem Gesicht ließen darauf schließen, dass sie älter war, als sie aussah.

»Vater sagt, es kommen Gäste. Wir sollen alles vorbereiten. Wo ist Großvater?«

Brisen seufzte. Sie hielt ein halb gerupftes Huhn in der Hand. »Dann brauchen wir wohl ein paar mehr hiervon. Der Alte ist am Fluss.«

Elaynes Großvater hatte sich auf einem Baumstumpf niedergelassen, hielt seine Angelrute über dem Wasser und ließ sich durch das Erscheinen seiner Enkeltochter nicht ablenken. Gehüllt war er in seinen ehemals roten Umhang, der nun nur noch dreckig-braun aussah. Die Kapuze hatte er tief ins Gesicht gezogen.

Elayne musste lauter sprechen, um das Rauschen des Flusses zu übertönen. »Großvater, Gäste nahen. Vater möchte, dass du in die Festung kommst.«

»Ich bleibe lieber an der frischen Luft.« Der alte Mann hob sein runzeliges Gesicht, betrachtete den grauen Himmel und nickte.

»Der Regen könnte schlimmer sein. Drinnen ist es mir zu stickig.«

»Beißen denn die Fische bei diesem Wetter überhaupt?«, wollte Elayne zweifelnd wissen, während sie auf die grauen Wellen des Flusses schaute.

Der Alte gab einen belustigten Laut von sich. »Die sind doch schon nass. Was soll ihnen der Regen ausmachen?« Dann lächelte er seine Enkelin gutmütig an. »Wer kommt denn? Der Ältestenrat des Dorfes? Ein Händler, der sich über See zu uns verirrt hat?«

»Vater weiß es nicht. Er ...« Sie biss sich auf die Lippe. »Er hatte wieder diesen Blick ...«

Großvater brummte. »Na, dann komme ich wohl besser doch mit.« Er reichte ihr einen Eimer, in dem sich zwei fette Lachse befanden, und stützte sich auf ihrer Schulter ab, damit er aufstehen konnte.

Elaynes Schritte verursachten schmatzende Geräusche, als sie langsam den Weg zur Festung zurücktrotteten. Fast hätte sie einen ihrer Stiefel verloren, weil er im Matsch stecken blieb. Sie waren ihr viel zu groß, weil sie ihrem Vater gehörten, aber sie hielten die Füße trockener als Bundschuhe.

»Was gib't's zum Abendessen?«, erkundigte sich Großvater, während sie sich der Festung näherten.

»Brisen hat ein Huhn gerupft.«

»Hoffentlich sind unsere Gäste nicht so anspruchsvoll.«

»Großvater!«

»Kind, glaube mir. Ich habe schon viel Besseres gegessen als den Hühnereintopf von deiner Amme.«

»Es gab aber auch schon Schlechteres.«

»Auch wieder wahr.«

Die Frau, die früher für sie gekocht hatte, war letztes Jahr am Husten gestorben. Wie auch viele andere Menschen in Corbenic. Seitdem hatte Elaynes Amme die Aufgabe des Kochens übernommen. Brisens Töchter, die unten im Dorf lebten, halfen ebenfalls aus. Und Elayne selbst versuchte, sie zu unterstützen, wo sie konnte. In ihren Diensten standen außerdem der alte und der junge Liam, Vater und Sohn. Sie halfen im Stall bei den Pferden, Ziegen und Kühen. Alle anderen Bediensteten hatten im Laufe der Zeit die Festung verlassen und sich neue Arbeit gesucht oder sich im Dorf niedergelassen, da es innerhalb der Mauern nicht genug zu tun gab und sie so den Launen des Königs aus dem Weg gehen konnten.

»Oh, wir sind zu spät«, stellte Großvater fest, als sie endlich beim weit geöffneten Tor des Schutzwalls ankamen. Pferde, Packesel, Bedienstete, Hunde, ein großes Wirrwarr aus Gepäck und Menschen erwartete sie hier.

Etwas unsicher drängte sich Elayne an ihren Großvater. »Wer ist das?«

»Erfahren wir sicher gleich.« Mit Bedauern fiel sein Blick auf die Fische im Eimer. »Den Lachs werden wir wohl doch teilen müssen.«

Durch das Durcheinander auf dem Hof gelangten sie in die große Halle. König Pelles hatte sich umgezogen. Er trug eine

saubere rote Tunika und seinen schmalen Goldreif auf dem schütterten Haupt, so wie es sich für einen König gehörte.

Die Feuerstelle in der Mitte der Halle spendete wohlige Wärme und der Eintopf, der darüber kochte, verbreitete einen Duft, der Elayne das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Von wegen, Brisen konnte nicht kochen – es roch verführerisch nach Rüben und Kräutern.

Ein Mann und eine Frau standen in durchnässter Reisekleidung vor König Pelles. In der Nähe wachte ein junger Krieger aufmerksam und ebenso durchnässt wie seine Herrschaft.

Neugierig musterte Elayne die Frau mit den feuchten dunklen Haarwellen. In diesem Moment drehte sie sich um und das Mädchen sah verlegen zu Boden.

Die Frau aber lächelte und kam zu ihr. Mit kühler Hand berührte sie Elaynes Kinn und brachte sie so dazu, wieder aufzuschauen.

»Wie heißt du, Kind?«, fragte die Dame. Ihre Stimme war melodisch und warm, der Blick aus den grünen Augen wohlwollend. Sie musste etwas jünger als Brisen sein. Zarte Linien lagen in ihren Augenwinkeln, doch ihre Haut war fest und rosig.

»Mein Name ist Elayne.«

»Sie ist meine Tochter«, beeilte sich König Pelles, zu erklären.

Elayne wünschte sich, sie hätte sich zurechtmachen können. So musste sie in ihrer farblosen Alltagskleidung und den matschigen, viel zu großen Stiefeln dem Blick der hohen Dame standhalten. Noch dazu hielt sie den Henkel des Fischeimers in der Hand.

»Ein hübsches Kind«, befand die Fremde. Dann fiel ihr Blick auf den alten Mann, der sich im Hintergrund gehalten hatte. Sie nickte ihm wohlwollend zu. »Es ist mir eine Ehre, Fischerkönig.«

Er kam langsam zu ihnen. »Ach, nicht doch, Morgaine. Hier bin ich einfach nur der Großvater«, meinte er belustigt.

Die Dame war genauso groß wie er, was nichts Ungewöhnliches darstellte, denn der alte Mann war eher klein gewachsen.

Elayne wunderte sich, dass sie den Großvater mit jenem Namen angesprochen hatte.

Fischerkönig war er einst genannt worden, hatte er seiner Enkelin einmal erklärt, da er für sein notleidendes Volk einen sehr großen Fisch an Land gezogen hatte, der die Menschen vor dem Hungertod bewahrt hatte. Doch nun war schon seit vielen Jahren ihr Vater Pelles König über das Reich und die Feste Corbennic.

»Elayne, dies ist Morgaine, die Schwester des Königs von Camelot«, stellte König Pelles die hohe Dame vor und Elayne vollbrachte eine Verbeugung, wie sie es vor langer Zeit gelernt hatte.

»Des *Rex Britanniae*«, wurde er durch den Mann berichtigt, der nun an Morgaines Seite trat. »Artus ist unser aller König, nicht nur der von Camelot.«

Elaynes Herz raste, als sie den groß gewachsenen Mann erkannte. Sein Haupt war bar und stand damit im Gegensatz zu seinem graubraunen langen Bart. Der Blick aus seinen haselnussbraunen Augen ruhte nun auf ihr.

Sie verbeugte sich vor ihm, wie es sich vor einem Mann seines Standes gehörte. »König Uryen«, sprach sie den Onkel ihrer verstorbenen Mutter ehrfürchtig an.

»Es ist lange her«, stellte er fest und musterte sie aufmerksam.

»Du bist zur Frau geworden.«

Ihr Vater gab einen Laut von sich, den Elayne nicht deuten konnte. »Wohl kaum. Sie ist noch immer ein Wildfang.«

König Uryens strenger Blick traf nun seinen alten Freund, doch er sagte nichts dazu.

Stattdessen erklärte König Pelles seiner Tochter: »Du darfst deinem Großonkel gratulieren. Er und Morgaine wurden in Camelot vermählt und der König von Rheged führt seine Braut heim nach Caer Luel.«

»Möge Gottes Segen über euch und eurer Verbindung ruhen«, antwortete Großvater statt ihrer. »Seht, dort ist Brisen. Sie möchte bestimmt kundtun, dass die Gemächer für unsere Gäste bereit sind.«

Brisen, die in einiger Entfernung stehen geblieben war, nickte. Sie schien sich in der Nähe der hochgeborenen Gesellschaft unwohl zu fühlen. Doch als sie Morgaine erblickte, leuchteten ihre Augen erkennend auf.

Morgaine lächelte der Amme zu, dann wandte sie sich noch einmal an Elayne. »Ich freue mich auf das Abendessen und darauf, mich mit dir zu unterhalten.«

»Es wird mir eine Ehre sein«, brachte Elayne hervor, ohne zu stottern, doch ihre Stimme blieb ihr dennoch fast weg.

Brisen hatte ihre Töchter aus dem Dorf um Hilfe gebeten, die sogleich in die Festung geeilt waren. Elayne freute sich, dass auch Veneva unter ihnen war.

Sie hatten in aller Eile einige der leer stehenden Gemächer gesäubert, frisches Stroh und Woldecken verteilt sowie Feuer entzündet. Die Gäste nahmen das Angebot gern an.

Später versammelten sich alle in der Halle, um gemeinsam zu speisen. Ein Barde begleitete die Reisegesellschaft. Er saß nah am Feuer und spielte auf einer kleinen Harfe Melodien, die Elayne an alte Zeiten erinnerten. Seine Lieder erzählten Abenteuer von Helden und priesen die Schönheit hoher Damen.

Auf den Bänken, die so lange nutzlos in der Halle gestanden hatten, saßen nun die Gäste zusammen mit ihren Bediensteten und ließen sich Brisens Eintopf schmecken. Der einzige Tisch in der Halle war dem König und seinen hochwohlgeborenen Gästen vorbehalten.

Elayne liebte es, wenn der düsteren Festung Leben eingehaucht wurde. Sie beobachtete König Uryen, der in ein Gespräch mit ihrem Vater vertieft war. Sie konnte nicht genau verstehen, worüber sie redeten, sah aber ihren Vater immer wieder die Stirn runzeln.

Elaynes Aufmerksamkeit wurde auf ihren Großvater und Morgaine gezogen, die sich angeregt über das Fischen unterhielten. Der Fischerkönig nickte immer wieder wohlwollend und warf ab und an einen liebevollen Blick zu seiner Enkelin, die diesen erwiderte.

Sie selbst versuchte vergebens, mit dem wortkargen jungen Krieger, der den König und die Königin von Rheged begleitete, ins Gespräch zu kommen. Er saß mit geradem Rücken zu ihrer Rechten und schien sich mehr für den Wein als für die junge

Frau neben sich zu interessieren. König Uryen hatte ihn als Accolon von Gaul vorgestellt und Elayne ging davon aus, dass er die Sprache hier oben im Norden Britanniens nicht sehr gut verstand. So speisten sie eher schweigend und Elayne war froh, als sich Morgaine zu ihnen auf die Bank setzte.

Accolon lächelte seine Herrin strahlend an und diese nickte ihm zu. Doch ihre Aufmerksamkeit galt Elayne. »Ich habe mich mit deinem Großvater unterhalten«, begann sie das Gespräch. »Er ist ein sehr weiser Mann.«

»Ja, das ist er«, stimmte Elayne zu. Sie fühlte sich unsicher. Wie sollte sie sich in der Gegenwart einer solchen Dame verhalten? Was sollte sie sagen? Sie war doch nur ein Kind, das die meisten Tage seines jungen Lebens in den Wäldern und bei den Fischern im Dorf verbracht hatte.

»Er hat mir ein wenig von dir erzählt«, fuhr Morgaine fort, während sie Elayne musterte. »Du bist gern draußen und hilfst ihm beim Fischen.«

Elaynes Wangen röteten sich, verlegen senkte sie den Blick. »Das sind wohl keine Tätigkeiten für eine Dame.«

Morgaine lachte leise. Sie legte ihre Hand unter Elaynes Kinn, damit das Mädchen sie ansah. »Du brauchst nicht verlegen zu sein. Mag sein, dass von der Tochter eines Königs andere Beschäftigungen erwartet werden. Doch du solltest dich nie für das schämen, was du bist. Es freut mich sehr, Cundries Tochter zu einer hübschen jungen Frau herangewachsen zu sehen.«

Elayne sah sie mit leuchtenden Augen an. »Du kanntest meine Mutter?«

»Natürlich«, nickte Morgaine und ließ ihr Kinn wieder los.
»Wir verbrachten unsere Jugendjahre gemeinsam auf Avalon.«

Elayne bemerkte, wie grün die Augen der Dame waren. Es schien, als könne sie in die Tiefen ihrer Seele blicken.

»Du bist deiner Mutter Cundrie sehr ähnlich«, murmelte Morgaine. »Deine Augen sind zwar vom gleichen hellen Blau wie die deines Vaters, doch dein Haar und deine Gestalt hast du von ihr.«

Elaynes Herz füllte sich mit Wärme. Sie hatte schon so lange nicht mehr über ihre Mutter gesprochen. Und selten hatte jemand etwas über deren Jugendjahre erzählt. Brisen, die auch auf Avalon aufgewachsen war, hüllte sich oft in Schweigen. Als lägen die Jahre so weit zurück, dass sie selbst sich kaum noch erinnerte.

»Wie ... wie war meine Mutter als Mädchen?«, flüsterte Elayne und hing wie gebannt an Morgaines Lippen.

»Sehr vorlaut«, lachte diese und ihre Augen funkelten, als sie sich an Elaynes Mutter erinnerte. »Cundrie redete gern und war selten zurückhaltend. Aber das konnte sie sich erlauben, denn sie hatte außergewöhnliche Fähigkeiten. Wir waren eine kurze Zeit eng befreundet, da sie nur zwei Jahre älter war als ich.«

»Bitte erzähl mir mehr davon«, bat Elayne. »Ich weiß so wenig aus jener Zeit.«

Morgaine lächelte gutmütig und nahm ihr die Neugier nicht übel. »Aber hat Brisen dir nicht von Avalon erzählt? Auch sie wurde dort erzogen.«

»Sie spricht selten von damals. Aber ich weiß, dass man meine Mutter ›Rabe‹ nannte, aufgrund ihrer Fähigkeiten.« Elaynes Hand lag auf jener Stelle ihres Kleides, unter der sich der Anhänger befand, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Ein kleiner Rabe, aus Knochen geschnitzt.

Morgaine winkte eine von Brisens Töchtern herbei und ließ sich Wein in ihren Becher nachfüllen, bevor sie erzählte. »Als meine Schwester Morgause und ich nach Avalon geschickt wurden, waren wir beide zunächst sehr traurig. Ich vermisste meine Mutter und konnte nicht verstehen, warum sie mich fortgeschickt hatte. Zum Glück fand ich schnell Freundinnen, die mich von meinem Kummer ablenkten. Unter anderem Cundrie.«

Morgaine lächelte bei der Erinnerung und Elayne verspürte ein warmes Gefühl in ihrem Bauch, während sie gebannt den Worten der hohen Dame lauschte.

Diese trank einen Schluck und sah in die Flammen der Feuerstelle, während sie weitererzählte. »Bald schon waren deine Mutter und ich unzertrennlich. Wenn wir nicht durch die Priesterinnen unterrichtet wurden oder unsere Alltagspflichten erledigen mussten, zeigte mir Cundrie die schönsten Stellen der Insel. Unser Lieblingsplatz war ein schattiger Fleck unter einem Apfelbaum. Er befand sich auf einem kleinen Hügel und von dort konnte man über das Wasser bis zum Festland sehen.«

Morgaine schüttelte lächelnd den Kopf und wandte den Blick vom Feuer ab und zu Elayne.

»Wir waren Mädchen voller Träume und Sehnsüchte. Dort, unter dem Apfelbaum, malten wir uns unsere Zukunft aus. Wie

es wohl wäre, wenn wir selbst Priesterinnen wären und im Dienste der Götter lebten. Oder ob wir zu unseren Familien zurückkehren würden, um dort den Dienst der Götter als Heilerinnen und weise Frauen zu verrichten.«

Sie machte eine Pause, während ein Schatten über ihr Gesicht zog, der sich aber rasch wieder verflüchtigte.

»Ich litt damals oft unter Albträumen. Es war Cundrie, die mich in den finsternen Nächten in den Arm nahm und darauf wartete, dass ich wieder einschlief. Sie selbst hatte oft Träume, die ihr Angst bereiteten, und konnte daher gut nachvollziehen, wie es mir ging.«

»Waren es Träume ... oder das zweite Gesicht?« Elayne traute sich kaum, es laut auszusprechen.

Morgaine lächelte geheimnisvoll. »Woher sollten wir das als Kinder wissen? Erst später lernten wir, simple Träume von dem zweiten Gesicht zu unterscheiden.«

Sie trank von ihrem Wein und sah zurück in das Feuer.

»Einer dieser Träume führte Cundrie fort von Avalon. Sie verließ die Insel, kurz bevor sie die Weihen der Priesterschaft erhalten sollte. Sie sagte, sie habe davon geträumt, dass ihr Schicksal nicht auf dieser Insel läge. Sie müsse Avalon verlassen, um ihre Bestimmung und damit den Willen der Götter zu erfüllen.«

Ein bedauerndes Seufzen entwich ihren Lippen, als sie sich an den Abschied ihrer Freundin erinnerte.

»Obwohl wir mittlerweile erwachsen waren, schmerzte mich ihre Abreise sehr. Wir sollten uns erst Jahre später wiedersehen.

Da war sie bereits mit König Pelles verheiratet und hatte eine kleine Tochter geboren.«

Elaynes Wangen glühten vor Aufregung. »Hat sie ... hat sie dir je gesagt, ob sie ihre Bestimmung gefunden hatte?«

»Nein, darüber sprach sie nie. Aber sie erzählte mir von ihrer hübschen kleinen Tochter, die ihr ganzes Herz mit Liebe und Freude erfüllte.« Morgaine sah sie an. »Wie könnte man da Zweifel daran haben, dass sich der Wille der Götter erfüllt hatte?«

Elayne wünschte sich sehr, sie könnte eines Tages die Insel Avalon mit eigenen Augen sehen. Obwohl sie als Christin erzogen worden war, verspürte sie das Bedürfnis, jenen Ort zu sehen, an dem ihre Mutter aufgewachsen war. So wie sie ihren Vater jedoch kannte, würde das wohl nie geschehen.

Gerade war zwischen ihm und König Uryen eine hitzige Diskussion entbrannt, die Morgaine und Elayne ebenso wie alle anderen Anwesenden in ihren Gesprächen innehalten und zu den königlichen Sesseln blicken ließ.

»Du kannst dich nicht für alle Zeiten hier oben in deiner finsternen Festung verstecken!«, warf Uryen Elaynes Vater vor. »Du trägst eine Verantwortung gegenüber deinem Volk und gegenüber Britannien. Die Sachsen ...«

»Ach, erzähl mir doch nichts von den Sachsen!« Pelles' Wangen waren vom Wein gerötet und er lehnte sich gesättigt in seinem mit Fellen belegten Thron zurück. »Sie kommen nach Süden und Osten. Was sollen sie hier oben bei uns? Hier gibt es nichts für sie.«

»Du irrst dich«, beharrte Uryen und untermalte seine Worte, indem er mit der Faust so fest auf den Tisch schlug, dass die Becher wackelten. »Ihre Schiffe landen auch an der Nordostküste. Sie überfallen die Dörfer, brandschatzen und stehlen. Sie nehmen die Frauen und Kinder und töten die Männer.«

»Das ist nicht mein Problem.« Elaynes Vater verbarg seine Nase in seinem Weinkelch und trank ihn mit einem Schluck leer.

Nun riss König Uryen der Geduldsfaden. Er sprang auf und fuchtelte mit den Armen in der Luft, als wolle er Fliegen verscheuchen. »Wie lange willst du noch hier oben sitzen und dich vor der Welt verstecken?!«

»Das geht dich überhaupt nichts an«, knurrte Pelles.

Uryen verschränkte die Arme vor der Brust und starrte auf seinen Freund hinunter. »Denkst du, Cundrie hätte das so gewollt?!«

Elayne stockte der Atem, als er den Namen ihrer Mutter nannte.

Ihr Vater richtete sich auf und sah seinen Gast an. Sein Blick hätte Eisen schmelzen können. »Hör auf!«, donnerte seine Stimme durch die Halle.

»Nein, das werde ich nicht tun«, erwiderte Uryen kopfschüttelnd und setzte sich wieder an den Tisch, während er Elaynes Vater musterte. »Ich habe dich schon viel zu lange in Ruhe gelassen. Du hattest genug Zeit, zu trauern. Lot und ich brauchen dich. Der Norden von Britannien braucht dich!«

Jetzt lachte Pelles laut auf, dann verfinsterte sich seine Miene und seine Stimme wurde grollend. »Was wollt ihr alten Männer

denn ausrichten? Wir haben keine Armee, die wir aufstellen können. Unser Volk kann von dem, was die Erde ihm schenkt, gerade so überleben. Sollen wir es auch noch in einen Krieg mit Wilden schicken?»

So aufgebracht hatte Elayne ihren Vater lange nicht gesehen.

»Schließe dich uns an, Pelles«, bat Uryen eindringlich. »Nur gemeinsam können wir der drohenden Gefahr trotzen. Lass uns *Hen Ogledd* wieder stark machen.«

»*Hen Ogledd*, der Alte Norden«, seufzte Pelles und lehnte sich wieder zurück in seinen Stuhl. Mit einem Mal wirkte er erschöpft. Verdrossen starrte er ins Feuer, das inmitten der Halle für wohlige Wärme und Trockenheit sorgte. Für einige Zeit schwieg Pelles und hing seinen Gedanken nach.

Uryen trank von seinem Wein. Er hatte ihn selbst aus dem Süden als Geschenk für seinen Freund und Verwandten mitgebracht. Pelles hatte ihn natürlich für alle geöffnet, sodass der Abend gesellig und die Bäuche gut gefüllt werden sollten. Doch der Wein erhitzte auch die Gemüter.

Die eingetretene Stille zwischen den Königen bot dem Barden Gelegenheit, seiner Harfe besänftigende Laute zu entlocken.

Elayne lauschte den Klängen und der melodischen Stimme des Mannes. Sie hoffte, die beiden Herrscher würden sich nicht weiter streiten. Es war ein solch wundervoller Abend, wie sie ihn schon lange nicht erlebt hatte.

Morgaine unterhielt sich nun mit Accolon und Elayne beschloss, ihrer Freundin Veneva beim Ausschank des Weines zu helfen. Gern hätte sie noch mehr über ihre Mutter in Erfahrung

gebracht, aber sie wollte nicht neugierig wie ein kleines Mädchen wirken.

Brisen bat Elayne zu später Stunde, noch einmal nach ihrem Vater und dessen Gast zu sehen und ihnen eine Karaffe Wein sowie Brot und Käse zu bringen. Sie hatten sich ins Arbeitszimmer des Königs zurückgezogen.

Trotz geschlossener Tür drangen aufgebrauchte Stimmen auf den Gang.

Elayne hielt inne, unsicher, was sie tun sollte. Der Streit der beiden war eindeutig erneut entfacht und der Lautstärke nach zu schließen, würden sie sich nicht so rasch beruhigen. Sie überlegte, zurück in die Küche zu gehen. Andererseits konnte sie durch ihr Erscheinen womöglich den Streit unterbrechen, sodass die beiden Könige wieder zur Besinnung kamen.

Also stellte sie die Weinkaraffe auf den Boden, um eine Hand frei zu haben. Gerade als sie an das Holz der Tür klopfen wollte, fiel ihr Name. Sie hielt inne.

»Elayne wird deinen Sohn nicht heiraten! Das ist mein letztes Wort zu diesem Thema.«

»Du bist ein Narr! Ein alter Narr.« Die Stimme von König Uryen klang wenig freundlich. »Für wen willst du sie aufheben? Für einen König aus dem Süden? Für einen Sachsenhäuptling vielleicht? Denn wenn wir unser Bündnis und den Norden nicht festigen, werden es wohl die Sachsen sein, die bald hier regieren!«

»Meine Tochter ist für Höheres bestimmt!«, donnerte Pelles.

Elayne wurde flau im Magen.

Uryen wollte also, dass sie einen seiner Söhne heiratete. Vermutlich den ältesten, Ywein. Sie erinnerte sich an ihn als einen dunkelhaarigen dünnen Burschen mit Sommersprossen und einigen frechen Flausen im Kopf.

»Und was genau meinst du damit?!«, fuhr Uryen ihren Vater an. »Ist mein Sohn und Erbe nicht gut genug für deine Abkömmlinge? Die beiden sind fast gleich alt. Sie haben sich immer gut verstanden. Sei doch vernünftig, Pelles! Oder willst du sie etwa deinem schwachsinnigen Neffen Percival geben? Das wäre wirklich Wahnsinn.«

»Ich sagte doch schon, dass sie für Höheres bestimmt ist.«

»Pelles!«

»Gut jetzt, Uryen. Lass uns das Thema wechseln.«

»Nein, wir werden das Thema nicht wechseln. Was hast du mit deiner Tochter vor?«

Jemand ging energisch im Arbeitszimmer auf und ab. Elayne hörte die Schritte. Sie wagte kaum, zu atmen.

Noch nie hatte sie ihren Vater über mögliche Heiratspläne sprechen gehört.

Sie hatte gedacht, er werde sich schon an sie wenden, wenn das passende Angebot kam. Worauf wartete er? Denn – so gern sie es auch abstreiten würde – einen Sohn Uryens zu heiraten, war die beste Aussicht, die sich ihr bieten konnte.

Mit den Nachkommen von König Lot war sie zu nah verwandt, da er ihr Großvater mütterlicherseits war. Für die Söhne der Oberhäupter der südlichen Familien war sie wenig interes-

sant. Ihre Mitgift bestand aus einer finsternen Festung in einem feuchten, kalten Land. Auch verfügte sie über keine große Schönheit, welche den Mangel an Mitgift womöglich überstrahlt hätte.

Das Herz schlug in Elaynes Brust wie der Galopp eines Hengstes. Was sollte sie tun?

Die Vernunft sagte ihr, es wäre das Beste, hineinzugehen und ihre Zustimmung zum Vorschlag ihres Großonkels zu geben. Dann wäre ihre Zukunft sicher. Corbenic würde in der Hand der nördlichen Könige verbleiben und vielleicht konnte sie es gemeinsam mit ihrem Gemahl zu neuem Leben erwecken. Sie konnte für die Menschen sorgen, die hier lebten, und Krieger anwerben, um die Küste zu verteidigen.

Doch ein zartes Flackern ihres Herzens ließ sie zögern. Ihr Vater hatte Pläne für sie. Die wollte sie zu gern hören.

Würde er sie fortschicken? Nach Camelot vielleicht, sodass sie eine Zeit lang in der Halle des Königs verweilen konnte? Oder noch weiter nach Süden, fort aus Britannien? Nach Rom?

Elayne hatte alte Briefe gesehen, als sie das Gemach ihres Vaters aufräumte. Er hatte durchaus Kontakte nach Rom. Hoffte er auf deren Wiederbelebung?

Sie versuchte, leiser zu atmen, da sie nicht verpassen wollte, was im Inneren gesprochen wurde. Sie legte ihr Ohr an das dunkle Holz und schloss die Augen.

»Elayne ist rein und ohne Sünde. In ihr fließt heiliges Blut. Heiliges Blut der alten Religion genauso wie das des römischen

Glaubens«, erklärte Pelles und sie konnte den Stolz in seiner Stimme hören.

»Natürlich«, stimmte Uryen beschwichtigend zu. »Das Blut meiner Nichte und deiner römischen Vorfahren. Ich weiß, wie kostbar sie ist, Pelles. Eben darum möchte ich – ebenso wie du – das Beste für sie.«

»Nein, du möchtest nur deine Macht mehren. Ich habe keinen männlichen Erben. Wenn ich sterbe, erbt nach römischem Recht Elaynes Ehemann mein Hab und Gut.«

Uryen seufzte verzweifelt. »Bei Gott und allen alten Göttern, dann werden wir eben einen Ehevertrag aufsetzen, der die Erbfolge regelt. Elaynes Kinder werden erben.«

»Nein. Wie ich schon sagte, sie ist für Höheres bestimmt.«

Erneut ließ Uryens Geduld nach. Jemand schlug mit einer Faust auf einen Tisch. »Willst du sie nach Avalon schicken?! Dein Erbe den Fischen des Meeres überlassen? Du bist doch nicht bei Sinnen, Pelles!«

»Ich bin bei Sinnen. Abgesehen davon war es einst eine Ehre, eine Tochter auf der heiligen Insel zu wissen. Nein, auch das ist nicht mein Plan. Es ist überhaupt nichts mein Plan. Es ist Gottes Plan.«

»Gottes ... Himmel, Pelles! Was redest du da? Hat dich der Tod deiner Frau so sehr mitgenommen, dass du selbst nach so vielen Jahren nicht klar denken kannst?«

»Ihr Tod war es, der mich mit Klarheit zurückließ. Du kanntest die Fähigkeiten meiner Frau.«

»Natürlich. Wir alle kannten sie. Nicht umsonst wurde sie auf Avalon erzogen.« Uryen sprach nun wieder ruhiger. »Genau wie Morgaine.«

»Kurz vor ihrem Tod hatte Cundrie eine Vision«, verriet Pelles. Elayne musste sich anstrengen, ihn zu verstehen, da seine Stimme leiser geworden war. »Ich dachte zunächst, sie spräche im Fieber. Ich wollte sie besänftigen, ihr mit einem nassen Tuch die Stirn kühlen, und bat sie, sie solle sich schonen. Doch sie packte mich so fest, als sei sie nicht schon seit Wochen dem Tode näher als dem Leben gewesen. Sie packte mich und zog sich an mir hoch. Ihr Blick hatte nicht das Glühen des Fiebers. Er war klar wie ein Wintersee. Und ihre Worte brannten sich in meine Seele. Eines Tages wird Elayne ein Kind gebären. Einen Sohn. Er wird der höchste aller Männer, der Fähigste und Reinste, geliebt von allen Mächten dieser Welt. Niemals wird unsere Welt wieder einen solchen Mann sehen.«

Stille.

Elayne konnte nicht mehr atmen, so sehr schnürten ihr diese Worte die Kehle zu. Leise stahl sich eine Träne über ihre Wange.

Niemals hatte ihr Vater ihr von dieser Vision erzählt. Warum nicht? Warum hatte er sich ihr nicht anvertraut? Was hatte er vor?

Auch Uryen schien sprachlos. Es dauerte eine ganze Weile, bis er fragte: »Und der Vater dieses Kindes? Wer soll das sein?«

»Keiner deiner Söhne. Das ist alles, was du wissen musst.«

Wieder knallte eine Faust auf einen Tisch. »Du bist nicht bei Sinnen, Pelles! Mit deinem Wahnsinn ziehst du uns alle ins Verderben.«

Die Tür wurde von innen aufgerissen. Elayne schrak zurück, stolperte über den Weinkrug und ließ den Teller fallen.

König Uryen sah sie wütend an. »Du tust mir leid, mein Kind. Du wirst in dieser Festung verrotten und dein Vater mit dir.« Noch einmal drehte er sich zu Pelles um und rief: »Diese Mauern werden verrotten! Unnützlich und nur noch ein Teil der Erinnerung!« Dann stürmte er an Elayne vorbei in den Gang.

Pelles hatte sich auf seinen Stuhl sinken lassen. Er lächelte. Elayne konnte kaum glauben, was sie sah. Er lächelte in die Leere des Raumes. Ein kalter Schauer überlief sie. Hatte Uryen recht? Würde ihr Vater sie mit seinem Wahnsinn ins Verderben reißen?

Mit zitternden Händen sammelte sie Brot und Käse vom Boden auf und legte sie zurück auf den Teller. Die hölzerne Karaffe war noch zu einem Drittel gefüllt. Elayne brachte beides zum Tisch ihres Vaters.

Er sah auf. Die einst strahlend blauen Augen wirkten verschleiert und fahl. Traurig lächelte er sie an. »Ich hätte dir früher davon erzählen sollen. Aber ich hatte das Gefühl ... es würde dich verwirren. Du bist noch so jung. Wir haben noch viel Zeit.«

»Ich bin fünfzehn«, erwiderte Elayne. »Alle Mädchen in meinem Alter, die ich kenne, sind verheiratet.« Es sollte nicht vorwurfsvoll klingen, doch sie hatte einen dicken Kloß im Hals, als sie sprach.

Er tätschelte tröstend ihre Hand. Seine Haut war kühl und faltig. »Wir haben Zeit. Vertrau mir. Vertrau deiner Mutter.«

Sie wollte ihrem Ärger Luft machen. Ihren Vater zur Vernunft bringen. Ihn anschreien, weil er ihr nie etwas von der Vision erzählt hatte. Doch sie brachte es nicht übers Herz.

»Ich vertraue dir.«

König Uryen reiste am Morgen mit seiner Gefolgschaft ab, ohne sich von Pelles zu verabschieden. Für Elayne hatte er nur ein kurzes Nicken übrig.

Morgaine jedoch schloss sie in ihre Arme, bevor sie auf ihr Pony stieg. »Du kannst mich besuchen kommen. So weit ist es ja nicht.«

»Ja, das würde ich gern tun«, antwortete Elayne betrübt. »Sobald mein Vater und König Uryen wieder bei Sinnen sind.«

Morgaine lachte. »Wilde Eber sind selten bei Sinnen. Bis bald, kleiner Rabe.«

»Bis bald, Königin Morgaine.« Elayne lächelte traurig, während sie ihnen nachsah.

Sie hatte eine neue Freundin gewonnen. Doch der Streit zwischen ihrem Vater und Uryen bedeutete, dass sie sich eine lange Zeit nicht sehen würden.

3

CYRHAEDDIA



Die Ankunft

Der verdammte Regen. Hörte er hier oben denn niemals auf? Seine Kleidung war feucht bis auf die unterste Schicht, der grüne Wollumhang hielt die Nässe längst nicht mehr ab. Er sehnte sich nach einem heißen Bad, um die Glieder von der langen Reise zu entspannen und die Wärme in seinen Körper zurückzubringen.

Doch darauf würde er noch lange verzichten müssen. Einen solchen Luxus erwartete er in dieser gottverlassenen Gegend nicht. Ein warmes Bier. Vielleicht konnte er wenigstens das bekommen. Und ein trockenes Bett. Sein Magen knurrte. Eine Mahlzeit wäre wohl auch nicht zu viel verlangt.

So kurz vor seinem Ziel sank sein Mut. Dabei hatte er sich schon in viel schlimmeren Situationen befunden. Wie oft hatte er seinem Feind gegenübergestanden, mit letzter Kraft den tödlichen Schlag ausgeführt? Wie oft hatte er Verletzungen davongetragen, die ihn in Fieber und Wahn versetzten?

Der Regen jedoch schien übler als alles. Er ging unablässig hinab, drang in die Kleidung, in die Haut, tropfte von Haarsträhnen auf Nasenspitzen und in Nacken. Und er konnte sich gut vorstellen, dass mancher Geist hier oben im Norden schon wegen des Regens gestorben war. Ödnis sah so grau aus wie der Himmel über diesem trostlosen Landstrich.

Alles war grau. Die Wolken, das Meer, auf dem er in kleinen Fischerbooten hierher gereist war, die Kleidung der Menschen, von denen er gerade mal eine Handvoll getroffen hatte. Sie saßen bestimmt in ihren Katen, am warmen Feuer, einen duftenden Fischeintopf vor der Nase.

Sein Magen knurrte schon wieder und er fluchte, während seine Stiefel im Matsch des Weges versanken.

Womöglich war es aber auch gar nicht das Wetter, das ihn so sehr quälte. Womöglich war es der Gedanke, dass er den weiten Weg ganz umsonst gekommen war und niemals finden würde, wonach er suchte.

Sein rechter Stiefel blieb mit einem laut schmatzenden Geräusch stecken. »So ein verdammter ...« Er hielt inne, als er meinte, etwas gehört zu haben. Eine Stimme, ebenfalls fluchend.

Ein Echo konnte es unmöglich sein. Er war von Wald und Wiesen umgeben, nicht von den felsigen Höhen der Berge.

Er schob die Kapuze ein wenig aus dem Gesicht. Das Fluchen erklang erneut, direkt vor ihm. Aber da waren nur der Fluss, an dessen Ufer er sich seinen matschigen Weg entlanggekämpft hatte, und die Steinbrücke, die er ansteuerte.

Vorsichtig stapfte er weiter, die Augen offen haltend. Das abschüssige Ufer war rutschig, kaum eine Böschung bot Halt. Der Fluss war genährt vom Regen und toste gen Meer. Durch das Rauschen des Wassers hörte er wieder ein Fluchen.

Erst als er die Brücke erreichte, erkannte er die kleine Gestalt, die halb im Wasser stand und mit einem langen Stock herumfuchtelte.

»Hey, du da unten, brauchst du Hilfe?«, rief er und blinzelte gegen die Regentropfen an, die ihm an den Wimpern klebten und ihm die Sicht verschleierten.

Die Gestalt wandte sich erschrocken um. Auch sie trug einen Umhang mit Kapuze, die tief über die Augen hing. Genervt zog sie den Wollstoff nach hinten, um ihn ansehen zu können. Ihr schwarzes Haar hatte sich in feuchten Strähnen aus ihrem Zopf gelöst. Das Gesicht war blass und vor Anstrengung verkniffen.

»Ja, ich könnte deine Hilfe gebrauchen!«, rief sie ihm zu, um das Tosen des Wassers zu übertönen. »Aber gib acht, die Erde ist aufgeweicht und rutschig.«

Er zog die Kapuze ganz zurück, damit seine Sicht nicht eingeschränkt wurde, und legte sein Bündel auf der Brücke ab, bevor er sich vorsichtig zum Ufer vorarbeitete, Schritt für Schritt, den Boden unter seinen Füßen nicht aus den Augen lassend.

Als er nur noch zwei Schritte von der Gestalt entfernt war, sah er sie an. Ob Mädchen oder Frau, konnte er unter den nassen Strähnen des schwarzen Haares kaum erkennen. Ihrer Wortwahl beim Fluchen nach zu urteilen, stammte sie aus dem Dorf.

Sie stand bis zu den Oberschenkeln im Wasser. Anstelle eines Kleides, dessen Röcke sie behindert hätten, trug sie Hosen wie ein Junge.

Sie hatte gewartet, bis er bei ihr war. Jetzt streckte sie ihre Hand nach ihm aus. »Hier, halt mich fest.«

»Was hast du vor?«, hakte er nach, bewegte sich aber bereits einen Schritt auf sie zu.

Sie deutete mit einem Nicken auf ein Gebüsch, das einige Meter weiter ebenfalls halb vom Wasser bedeckt war. »Siehst du den Korb? Er ist mir in der Strömung abhandengekommen und ich komme allein nicht ran. Halt mich fest, dann kann ich es schaffen, ohne von der Strömung mitgerissen zu werden.«

Er hatte kein gutes Gefühl dabei. »Das könnte für uns beide ziemlich gefährlich werden.«

»Nur wenn du mich nicht festhältst oder abrutschst. Traust du dir die Aufgabe nicht zu?« Sie lachte ihn schalkhaft an und etwas blitzte in ihren hellblauen Augen auf.

Er grinste. »Stets zu Diensten, hohe Dame.« Er fasste nach ihrer Hand, die zwar schmal und zart wirkte, jedoch seinen Griff mit erstaunlicher Stärke erwiderte.

»Lass mich bloß nicht los.«

»Ich gebe mein Bestes.«

Sie nickte ihm zu, atmete tief ein, um sich zu sammeln, und fixierte den Korb, der sich in den Ästen des Gebüschs verfangen hatte. Sie ging einen Schritt in dessen Richtung, versicherte sich eines sicheren Standes und streckte die Hand mit dem langen Stab aus, an dessen Ende sich ein Haken befand. Mit diesem versuchte sie, den Henkel zu erreichen.

»Bärendreck! Ich komme nicht ran!« Sie drückte seine Hand entschlossen fester. »Noch ein Schritt.«

Er suchte am Boden nach sicherem Halt und machte einen Schritt vorwärts.

Sie tastete sich weiter voran und streckte sich nach dem Korb.

Ein Schweißtropfen löste sich in seinem Nacken und rann seinen Rücken hinunter. Der Inhalt des Korbes musste verdammt kostbar sein, wenn das Mädels sogar sein Leben aufs Spiel setzte, um ihn zu erreichen.

Er spürte, wie ihre Hand durch Regen und Schweiß in der seinen rutschiger wurde. »Ich kann dich nicht mehr halten.«

»Doch! Einen Moment!« Ein letztes Mal reckte sie sich und dann endlich erwischte sie mit dem Haken den Bügel des geflochtenen Korbes. »Na endlich!«, rief sie triumphierend und zog ihn durch das Wasser zu ihnen.

In diesem Moment rutschte er aus. Die Erde unter seinem rechten Stiefel gab nach, er verlor das Gleichgewicht und das Mädels mit ihm. Doch er ließ es nicht los und landete auf den Knien. Die Erde war feucht und glitschig, doch er schaffte es, das Mädchen durch das Wasser an sich heranzuziehen, bis er es mit beiden Händen packen konnte.

Mit aller Kraft zog er die Kleine aus dem Wasser und verlor erneut das Gleichgewicht. Nebeneinander landeten sie im Matsch, sie auf dem Rücken und er seitlich, sodass ein stechender Schmerz durch seine Schulter schoss. Er presste die Kiefer aufeinander und gab einen knurrenden Laut von sich.

»Oh nein, bist du verletzt?« Ihre Stimme war voll aufrichtiger Sorge.

»Jetzt ist der Korb doch verloren«, lenkte er ab.

Sie blitzte ihn triumphierend an. »Nein, ist er nicht.« Mit dem Zeigefinger deutete sie auf eine Stelle fünf Schritte weiter. »Ich habe ihn dorthin geschleudert, als wir beide gefallen sind. Aber leider habe ich meine Stange verloren. Sie treibt jetzt flussabwärts.«

Vorsichtig richtete er sich auf. Es fühlte sich an, als hätte jemand ein Messer in seine Schulter gerammt. Tatsächlich, der Korb lag dort. »Was hast du darin versteckt? Gold? Edelsteine?«

»Natürlich nicht. Ich habe mit dem Korb Krebse gefangen.«

»Krebse?!« Er sah sie fassungslos an, während er seine Schulter abtastete. »Wir wären fast wegen Krebsen ertrunken?!«

»Ach was, wir waren kaum im Wasser.« Sie lachte auf und setzte sich hin. »Vater wird sich freuen. Er liebt Krebse. Mit Butter und Pilzen sind sie ein wahrer Genuss.«

Sein Magen knurrte. »Gut, dann verlange ich die Hälfte seiner Portion. Immerhin habe ich seine Tochter gerettet.«

Sie schüttelte den Kopf und kleine Wassertropfen lösten sich aus ihrem rabenschwarzen Haar. »Hm, vermutlich wird er dich eher vor die Tür scheuchen.«

Nun war es an ihm, zu lachen. »Wie heißt du, Kleine?«

»Elayne. Und ich bin nicht klein.«

Ihre Worte ließen ihn ernst werden. Er hatte mit einigem gerechnet, als er diese Reise antrat. Ganz bestimmt aber nicht damit, die Tochter des Königs von Corbenic aus einem Fluss zu ziehen, während sie wie ein Fischweib fluchte.

Er beobachtete, wie sie aufstand und versuchte, sich den Matsch von den Beinen zu klopfen. Ihr Mantel war verdreckt und nass. Sie nahm ihn von ihren Schultern und schüttelte ihn aus.

Elayne war ziemlich groß, wie er nun erkannte. Ein junger weiblicher Körper zeichnete sich unter den Hosenbeinen und dem nassen, dreckigen Hemd ab. Sie sammelte die feuchten Strähnen ihres Haares und band sie im Nacken zu einem Knoten. Dann stemmte sie die Hände in die Hüften und sah ihn herausfordernd an.

»Willst du mir nicht deinen Namen nennen, edler Retter?« Ihre Stimme klang erneut schalkhaft und er musste grinsen.

Langsam stand er auf, hielt sich dabei jedoch die verletzte Schulter. Er beugte das Haupt. »Galahad.«

»Wolltest du zur Festung?«

Er nickte.

»Gut, da wollte ich auch hin. Komm.« Elayne deutete mit dem Kopf in die Richtung, in der Corbenic lag. »Wenn du Glück hast, darfst du dich am Feuer in der Halle wärmen und eine warme Mahlzeit zu dir nehmen. Aber erwarte nicht zu viel. Der Hausherr kann sehr griesgrämig sein.«

Sie schien es nicht für nötig zu halten, ihn darauf hinzuweisen, dass der Hausherr und König über diese Ländereien ihr Vater war.

Elayne ergriff ihren Korb und kontrollierte den Inhalt.

Zufrieden nickte sie und wartete dann darauf, dass Galahad ihr folgte.

Auf der Brücke sammelte er sein Bündel ein und versuchte, es sich über die linke Schulter zu werfen, doch seine rechte schmerzte trotzdem.

»Dein Gepäck sieht schwer aus. Was trägst du da mit dir?«, wollte Elayne wissen, während sie sein Bündel musterte.

»Meine Harfe. Ich bin Barde.«

Sie betrachtete ihn von Kopf bis Fuß. »Du siehst gar nicht aus wie ein Barde.«

Galahad zog amüsiert die Augenbrauen in die Höhe. »Ach, hast du schon viele Barden hier oben gesehen?«

»Nicht viele«, gab Elayne zu. »Aber die, die sich hierher verirrtten, waren meist sehr gepflegt und ... alt.«

»Verzeihung, dass ich deinen Ansprüchen nicht genüge«, scherzte Galahad und richtete seinen Blick wieder auf den Weg. »Ich habe eine lange Reise hinter mir und lange kein Bad gesehen. Aber wenn es dich beruhigt: Ich bin älter, als ich aussehe.«

Sie kicherte, was sehr mädchenhaft wirkte, und kehrte ihm den Rücken zu. »Wird es denn gehen? Oder soll ich dein Bündel für dich tragen?«, fragte sie über die Schulter, während sie losging.

Diesmal lag kein Schalk in ihrer Stimme, daher meinte sie es wohl ernst. Aber ein Mädchen sein Gepäck tragen zu lassen,

würde er selbst dann nicht dulden, wenn er ohne Beine durch Britannien schlurfte. Daher folgte er ihr nun und biss die Zähne zusammen. »Zeig mir einfach den Weg, Kleine.«

Er hätte sie nicht so ansprechen sollen; er wusste, wer sie war. Doch ihr Verhalten amüsierte ihn zu sehr. Und je länger sie Förmlichkeiten vermieden, desto länger konnte sie ihn erheitern.

Sie blieb stehen und drehte sich zu ihm um, so abrupt, dass er fast aufgelaufen wäre.

Überrascht blieb er stehen.

»Da du über einen Kopf größer als ich bist, darfst du mich wohl ›Kleine‹ nennen«, meinte sie hoheitsvoll. »Du solltest jedoch auf Widerworte gefasst sein, alter Mann.«

Er presste fest die Lippen aufeinander, um nicht laut loszulauchen und sie damit noch mehr zu ärgern. »Wo ist nun diese Festung?«, fragte er stattdessen.

Der Regen nieselte konstant auf sie nieder, auch als sie endlich den Hügel hinaufstiegen und den alten Bogen zum Innenhof der Festung passierten.

Sie war finsterer, als er es sich vorgestellt hatte. Moos wuchs an den meisten Steinen. Von außen sah sie beinahe verlassen aus. Kein Abzeichen wehte über dem Turm, keine Bediensteten kamen ihnen entgegen, um sie zu empfangen. Der Innenhof selbst war moosbewachsen und Grasbüschel wucherten zwischen den Steinen, mit welchen die Römer den Hof gepflastert hatten.

»Hier leben wohl nicht viele Menschen?«, bemerkte er, während er sich umsah.

Sie schüttelte sacht den Kopf. »Das war mal ein sehr lebendiger Ort. Doch das ist lange her.«

Sie führte ihn durch einen seitlichen Eingang in die große Halle. In der Mitte glühte ein Feuer im Boden und darüber hing ein Kessel, der einen angenehmen Duft verbreitete.

Selbstverständlich reagierte sein Magen sofort und gab ein lautes Knurren von sich.

»Brisen!«, rief Elayne in die Halle. »Brisen, wir haben einen Gast.«

Niemand reagierte auf ihren Ruf. Sie seufzte und bedeutete ihm, sich auf eine Bank in der Nähe des Feuers zu setzen.

»Ich bringe die kleinen Kerle hier schnell in die Speisekammer und bin sofort zurück.«

Seine Kleidung klebte an ihm und der Matsch festigte sich langsam zu einer unnachgiebigen Schicht. Er würde sich ganz gewiss nicht setzen und Gefahr laufen, an Ort und Stelle fest zu trocknen.

Stattdessen legte Galahad sein Bündel vorsichtig neben die Bank, breitete seinen Umhang darüber, damit er trocknen konnte, und begab sich zur Feuerstelle. In dem Topf, der darüber hing, erkannte er Linsen und Gerste.

Mit dem großen Schöpflöffel, der an einem Henkel befestigt war, rührte er durch den Eintopf.

Speck! Herrlich duftender Speck!

Sein Magen zog sich schmerzhaft zusammen. In Ermangelung einer Schüssel pustete er am Löffel, doch er konnte nicht mehr warten und setzte ihn an die Lippen.

Heiß! Und doch so gut.

Mit geschlossenen Augen wartete er genüsslich, dass die Suppe in seinem Mund abkühlte.

»Wer bist du und was suchst du in meiner Halle?!«

Als Galahad erschrocken schluckte, brannte sich das Essen seinen Gaumen entlang.

Aus dem Gang ihm gegenüber schritt ein Mann mit schütterem blonden Haar. Er war groß und schmal, einst vermutlich ein stattlicher Krieger. Nun jedoch saßen Beinkleider und Tunika zu locker, ihre Farben waren verblasst. Doch der Blick des Königs war ungetrübt. Seine Augen waren vom gleichen hellen Blau wie die seiner Tochter.

Galahad beugte respektvoll den Kopf, dabei hielt er die Suppenkelle noch immer in der Hand. Das machte bestimmt einen grandiosen ersten Eindruck.

Den Blick gesenkt haltend, sprach er: »Es tut mir leid, dass ich dir nicht angemessen angekündigt wurde, König Pelles. Mein Name ist Galahad. Ich bin ein Barde aus Dumnonia.«

Der König erwiderte kühl: »Wenigstens weißt du, mit wem du es zu tun hast. Und Manieren hat man dir wohl auch irgendwann beigebracht. Auch wenn du wie ein Wilder über das Essen hergefallen bist.«

»Es war eine lange Reise«, verteidigte Galahad sein – zugegeben unangemessenes – Verhalten.

Der König näherte sich der Feuerstelle. »Und warum genau hast du diese lange Reise angetreten? Für einen Barden gibt es gewiss gemütlichere Orte.« Er musterte ihn abschätzig.

»So mag es sein«, pflichtete Galahad bei. »Doch die Villen der Reichen und Festungen des Südens langweilen mich. So hoch im Norden war ich selten.«

»Gut, dann reise noch weiter nach Norden, denn hier gibt es nichts für dich.« König Pelles verzog seinen Mund, als würde er mit einer Kröte sprechen.

Von der nicht vorhandenen Gastfreundschaft des Königs von Corbenic hatte Galahad gehört. Sie selbst zu erleben, war geradezu niederschmetternd. »König Uryen hat seinen eigenen Barden.«

»König Lot und seine Gemahlin würden sich sicher über deine Musik freuen«, brummte Pelles. »Meine Halle benötigt keine Musik und keine Worte, die den Sommer und die Schönheit der Jugend besingen.«

»Vater!« Die mahnende und zugleich bittende Stimme erschallte irgendwo hinter Galahad. »Du wirst bitte etwas freundlicher zu unserem Gast sein.« Elayne kam zu ihnen und reichte Galahad eine kleine Holzschüssel und einen Löffel. »Hier, ich konnte deinen Bauch vor Leere knurren hören.«

Er lächelte sie dankbar an, nahm die Schüssel und schüttete den Inhalt des Schöpflöffels hinein. Dennoch wagte er nicht, vom Eintopf zu kosten, bevor der König seine Erlaubnis gegeben hatte.

Pelles sah seine Tochter grimmig an. »Hast du etwa diesen Streuner hier hereingelassen?«

»Natürlich«, erwiderte sie freiheraus. »Er half mir am Fluss mit den Krebsen. Ohne ihn hätte ich sie verloren und wäre womöglich selbst hineingefallen. Der Mann hat eine warme Mahlzeit, frische Kleidung und ein Lager für die Nacht verdient.«

»Nicht nur mein Essen, sondern auch meine Gastfreundschaft sind etwas viel verlangt«, empörte sich der König. »Soll ich ihm auch noch ein Bad bereiten?!«

»Er hat mich aus dem Wasser gezogen und sich dabei verletzt. Kannst du nicht ein klein wenig Freundlichkeit zeigen?« Elayne stemmte die Hände in die Hüften und sah ihren Vater streng an, als wäre er ein kleiner Junge, der einen Streich gespielt hatte. »Er ist ein Barde aus dem Süden und die schönen Häuser dort gewohnt. Willst du, dass er in seine Heimat zurückkehrt und ein Lied vom garstigen König Pelles singt? Und von der Kälte der Festung Corbenic?«

»Das Lied wird dort schon lange gesungen.«

Elayne gab einen knurrenden Laut der Verzweiflung von sich.

Wenn die Lage für ihn nicht so ernst gewesen wäre, hätte Galahad gelacht. Stattdessen bemühte er sich, im Hintergrund der Diskussion zu bleiben.

»Wenn du ihm kein Lager für die Nacht anbietest, werde ich ihn ins Dorf bringen.« Elayne sah den König herausfordernd an. »Dort wird man ihn gewiss aufnehmen.«

»Es wird dunkel. Du bist durchnässt ... du könntest krank werden«, wandte ihr Vater ein.

»Ach, mit einem Mal fällt dir das auf?« Ihre Augenbrauen hoben sich, während sie auf Galahad deutete. »Sieh hin, er ist genauso durchnässt. Zeig ein wenig christliche Menschennähe, Vater!«

Pelles musterte Galahad angewidert. Der Barde fühlte sich wie ein räudiger Hund. Dabei war er genauso groß gewachsen wie der König. Und auch in seinem Blut floss das Erbe alter Linien.

»Bei Gott, dann soll er sein Nachtlager haben«, brummte der Herrscher widerwillig. »Und eine Mahlzeit und von mir aus auch ein paar trockene Lumpen. Aber morgen früh verschwindet er, noch bevor ich zum Frühstück in die Halle komme.«

Elayne ging zu ihm, um ihn zu umarmen. »Danke, Vater.« Dann kam sie zurück an Galahads Seite und nickte ihm auffordernd zu. »Lass es dir schmecken.«

Pelles fuhr in griesgrämigem Tonfall fort: »Wo zum Teufel steckt deine Amme? Sie soll dich baden, bevor der ganze Dreck fest trocknet, Kind.«

»Brisen ist in der Kammer und zählt unsere Wintervorräte«, erklärte Elayne.

»Der Winter hat noch ein paar Tage Zeit«, grollte ihr Vater und warf die Hände in die Luft. »Aber dein Bad nicht.«

Elayne nickte. »Ist gut, ich sage ihr gleich Bescheid.«

Der König drehte sich griesgrämig um und ging ein paar Schritte, bevor ihm noch etwas einfiel: »Der Barde bekommt kein Gemach! Er kann hier in der Halle am Feuer schlafen.«

»Ist gut, Vater, wie du wünschst«, sagte Elayne artig, grinste ihren Gast hinter Pelles' Rücken jedoch wie ein kleiner Lausbub an.

Galahad nickte ihr anerkennend zu. Dann endlich tauchte er den Löffel in den köstlichen Eintopf.

»Ein Gemach darf ich dir nicht geben und ein Bad auch nicht, aber das hier hat er mir nicht verboten.« Elayne stellte einen Eimer Wasser vor ihm ab. »Zum Waschen«, erklärte sie überflüssigerweise. »Es ist kalt. Aber wenn du mir hilfst, es über die Feuerstelle zu hängen, bekommst du warmes Wasser.«

»Dann wird der Eintopf kalt«, protestierte Galahad. »Das kann ich nicht zulassen.«

»Wie du willst«, meinte sie und wandte sich ab.

In dem Moment kam eine ältere Frau in die Halle, aus der Richtung, in der Elayne verschwunden war, als sie die Krebse zur Speisekammer gebracht hatte. Ihr Kleid war zwar alt, jedoch sauber. Ihre blonden Zöpfe trug sie hochgesteckt und ihr Blick war streng.

»Ist er das?«, fragte sie, während sie Galahad in Augenschein nahm. »Der junge Mann, der dich aus dem Wasser gezogen hat?«

»Ja.« Elayne faltete die Hände ineinander. »Ohne ihn hätte ich die Krebse verloren.«

»Und vermutlich auch dein Leben.« Die Frau trat an Elaynes Seite und musterte Galahad aufmerksam.

Er hatte keinen Zweifel, dass es sich um Elaynes Amme Brisen handelte. Daher neigte er nun höflich das Haupt. »Galahad, Barde aus dem Süden«, stellte er sich knapp vor.

»Ja, das hat mein Mädchen mir schon berichtet.« Brisens Blick wanderte prüfend über seinen Körper. »Und dass du dich verletzt hast.«

»Nur meine Schulter. Es ist nicht weiter schlimm.«

»Das werden wir sehen«, erwiderte Brisen und deutete auf seinen Oberkörper. »Bitte zieh deine Tunika und dein Hemd aus, sie müssen ohnehin gewaschen werden.«

Er zögerte und warf einen zweifelnden Blick zu Elayne.

»Ich bitte dich«, meinte die Amme belustigt. »Das Kind hat schon genug nackte Männer gesehen. Sie geht mir bei der Versorgung der Kranken zur Hand.«

»Sie ist ... die Tochter des Königs. Ich halte es für unangebracht«, beharrte er und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ach du liebe Güte, der Mann schämt sich«, rief Brisen aus, dann sah sie ihn herausfordernd an. »Sind alle Männer im Süden so prüde? Wenn ja, bin ich froh, dass ich im Norden lebe.«

»Ich bestehe darauf.«

Brisen seufzte. »Also gut. Elayne, ich bringe den jungen Mann in das Gemach neben das des alten Liam. Du gehst auf dein Zimmer und kümmerst dich um das Feuer, damit ich dich baden kann.«

Das Mädchen folgte gehorsam.

Brisen deutete auf den Wassereimer. »Den wirst du wohl tragen können, oder? Ich nehme deine Sachen mit.«

»Der König hat angeordnet, dass ich in keinem Gemach schlafe«, gab Galahad zu bedenken. Er wollte nicht, dass sie wegen ihm Ärger bekam.

»Du wirst dort nicht schlafen«, meinte Brisen lapidar. »Ich werde mich dort lediglich um deine Verletzung kümmern.«

Der Eimer war schwerer als gedacht und Galahad wunderte sich, wie Elayne ihn hatte tragen können. Sie schien die körperliche Arbeit gewohnt zu sein.

Brisen nahm ein Holzschelt aus der Feuerstelle und führte Galahad durch den Flur in eine finstere Kammer. Dort entzündete sie ein kleines Kohlebecken und bat ihren Patienten, auf einem Hocker Platz zu nehmen. Sie war ihm beim Ausziehen der Tunika und des Hemdes behilflich, denn die Schulter schränkte seine Bewegung mehr ein, als es Galahad lieb war.

Brisen ging einen Schritt zurück und betrachtete kopfschüttelnd seinen nackten Oberkörper. Sie nahm das Holzschelt aus dem Kohlebecken, um sich seine Schulter genauer anzusehen. Dann drückte sie ihm das Licht in die unverletzte Hand, um den Oberarm zu betasten.

Galahad atmete tief ein, als ihre fachkundigen Finger ihn genau dort berührten, wo es am meisten schmerzte.

»Du hattest Glück«, murmelte Brisen. »Die Knochen sind noch alle dort, wo sie hingehören. Und keiner scheint gebrochen zu sein. Es ist nur das Fleisch, das verletzt ist.«

Sie hatte einen Korb dabei, aus welchem sie einen kleinen Tiegel holte. Kurz darauf schmierte sie eine scharf riechende Salbe auf seine Haut, ehe sie seine anderen Verletzungen betrachtete.

»Für einen Barden hast du sehr viele Narben.« Sie berührte eine lange Linie, die unterhalb seiner rechten Rippe verlief. »Der

Schnitt hätte dich töten können, wäre er etwas tiefer gewesen. Doch die Wunde wurde gut versorgt.«

»Ein Sachsenschwert«, erklärte Galahad. »Sein Träger war ungeschickt. Das kostete ihm das Leben. Sicher habt auch ihr im Norden von den Sachsenangriffen gehört. Selbst ein Barde kann sich dem Kampf dieser Tage nicht verwehren.«

Brisen nickte und tastete weitere Verletzungen ab. »Diese hier«, sie deutete auf eine kleine Narbe an seinem rechten Oberarm, »ist sie von einem Pfeil?«

»Ja.«

»Sie sieht aus, als hätte sie sich damals entzündet«, bemerkte sie und legte den Kopf schief. »Schmerzt sie noch?«

»Manchmal. Der Pfeil war vergiftet.«

Brisen nickte wissend und schmierte auch auf diese Stelle etwas von der Salbe. »Ich lasse dir den Tiegel da. Trage die Salbe morgens und abends auf. Das stillt die Schmerzen.«

Galahad nahm das Tongefäß entgegen und bemerkte eine kleine Tätowierung auf der Innenseite ihres rechten Handgelenks. Er lächelte. »Du hast im Süden gelebt, nicht wahr?«

Brisen sah auf ihr Handgelenk und erwiderte sein Lächeln. »Das ist so lange her, dass es mir wie in einem anderen Leben vorkommt.« Sie seufzte und wandte sich von ihm ab. »Wasch dich und komm dann in die Halle. Vergiss nicht, das Kohlebecken zu löschen.«

»Danke, Priesterin.«

Noch einmal wandte sie sich zu ihm, doch diesmal lächelte sie nicht. »Ich war niemals Priesterin. Ich kam in den Norden, bevor ich geweiht wurde.«

Und doch war sie einst dort gewesen und hatte die Heilkunst gelernt. Galahad hatte die Tätowierung erkannt. Die Schlange und der Mond. Das Zeichen der Schülerinnen Avalons.



Besucht uns im Netz:

www.sternensand-verlag.ch

www.facebook.com/sternensandverlag